Ein Husarenstreich.

Wiener Hof-Humoreske von Jos. Jidermuc.

Im Reithofe der Josefstädter Kaserne in Wien exerzierten die Husaren und die beiden Lieutenants Graf Jancsi F. und Lajos von K. gingen im Gespräche auf und ab.

„Du Lajos, morgen ist Hofball. Gestern erhielt ich im Dienstwege die Einladung. Befehl bitte, bin als Vortänzer abkommandirt, weißt schon, Backfisch von Hoheit zuführen, Première, mein Alter hat das mit seinem Spezi, dem Oberhofmeister, arrangirt, hat mir's geschrieben, hab' mich sollen bei ihm vorstellen, hab' vergessen, bin ja erst paar Wochen hier. — Wahrscheinlich hat mich mein Alter deshalb hierher transferiren lassen, sieht ihm sehr ähnlich, ist sehr stolz auf meine dumme Figur, soll sie am Hofball zeigen, ebadwa grad' morgen, wo ich mein erstes Rendezvous in der Grinzinger Villa hab', teremlete, soll ich mich krank melden, vom Pferd fallen, Fuß verstauchen? — zu spät — muß gehen und will nicht! Weißt Du keinen Rath?"

„Jancsi, ich bin kein Herrgott, Du mußt gehen, Ordre pariren, sonst —

„Schau, Lajos, ich hab' mir gedacht, ob Du nicht anstatt meiner gehen könntest?" fragte zutraulich lächelnd Jancsi.

„Da hört sich alles auf! Jancsi! Bin ich denn Graf F., Sohn des Magnaten und Ministers Sr. Majestät?" lachte Lajos beinahe entsetzt auf.

„Schau Brüderchen, unser Oberst ist auf Urlaub in Debrezzin, von unserem Regiment geht also Niemand zum Hofball, sonst kennt mich ja keiner von den Hofball-Habitués, also Freunderl absolut keine Gefahr, bitte, und Deine Mannesschönheit gleicht ja der meinen auf's Haar, und wenn's dort zum Sprechen kommt, Du weißt ja alles, bist ein Tänzer comme il faut. Also sträub' Dich nicht Lajos, mach' mir's zu Lieb, schau, ich müßte mich rein todtschießen, wenn ich meinem lieben Prinzeßchen in Grinzing das Wort nicht halte und ausbleibe," jammerte herzerweichend der verliebte Jancsi.

„Das ist eine fatale Sache, lieber Jancsi, wenn die G'schicht' krumm geht, sitz' ich in der Tunke und kann dann bei den Honveds auf der Pußta Trübsal blasen. Bedenke Jancsi, was Du von mir verlangst!" wehrte sich Lajos.

Doch Jancsi ließ nicht locker, bat und flehte, versprach und gab sein Wort, daß im schlimmsten Falle der väterliche Einfluß alles wieder gut machen würde, und schließlich werde Lajos durch seine höfische Gewandtheit beim Hofball mehr Furore machen als er, der Jancsi, was im Falle der Entdeckung nicht nur alles entschuldigen, sondern ihn auch in Folge dieser Kühnheit zum Favoriten des Hofes machen würde u. s. w. — Und Lajo's, überschüttet von dieser Beredsamkeit, kapitulirte und übernahm des Grafen Hofkarte mit dem kaiserlichen Wappen.

Nächsten Abend fuhr Jancsi nach Grinzing und Lajos in die Hofburg.

* * *

Lajos hatte Glück, er kam durch die Garden und all die Hofchargen hindurch als Graf F. in die Chambre der Hofkavaliere, sich vorstellend, Hände drückend, bis an seinen vom dienstthuenden Kammerherrn angewiesenen Platz zu zwei jungen Kämmerern, Reserveleutnants, Söhnen des Hochadels, die, so wie er, als Vortänzer gebeten, besser „kommandirt" waren. Er reichte ihnen als Graf F. kameradschaftlich die Hand, wurde über all' die Hoheiten, Durchlauchts und Excellenzen ringsum informirt und harrte des Eintritts seiner Majestät und ihres allerhöchsten Hofstaates, kühn wie ein Husar vor der Attacke! Der Oberhofmeister gab das Zeichen mit dem Stabe und still ward es wie in der Kirche. Dann läßt Hellmesbergers Hofballmusik-Kapelle melodisch-rhythmische Weisen ertönen und schon kommt eine Hofcharge zum Lajos: „Excellenz Oberhofmeister läßt den Herrn Grafen bitten." — Allons, dachte Lajos, jetzt kommt die Attacke. Er machte vor dem Oberhofmeister seine tadellose Reverenz und Excellenz ihn fixirend, murmelt: „ein Prachtkerl". „Schön," sagt er dann, „Dein Papa hat mir geschrieben. Warum warst Du nicht schon früher bei uns? Ja, diese Husaren, freilich Wien, neue Liaisons, kenne das, junger Freund," — dann Amtsmiene aufsteckend: „also, Herr Graf, bitte nach dem Cercle Sr. Majestät antreten bei ihrer kaiserlichen Hoheit der jungen Erzherzogin M. dort drüben, welcher gerade Ihr Herr Oberst Fürst E. vorgestellt wird. Adieu, einstweilen."

Wenn der Donner in den Lajos eingeschlagen hätte, wäre das nicht so fürchterlich gewesen, wie das Wort „Oberst". „Er ist doch auf Urlaub," murmelt Lajos, auf den drüben stehenden Oberst starrend, „ah," sagt er sich weiter, „telegraphische Einladung — Eilzug — Spielerei, — Lajos, hau' Dich jetzt mit Ehren durch —"

Der Cercle war vorüber, wieder ein Zeichen des Oberhofmeisters, — der erste Walzer, — und Lajos stand wie ein zum Tode verurtheilter Held vor der kindlich lächelnden hübschen Erzherzogin: „Leutnant Graf F. bittet gehorsamst kaiserliche Hoheit," und schon schlang er seinen Arm um ihre Taille und walzte durch den Saal, die anderen Paare folgten. Oberst Fürst E. stand an der Saalfront. Er nahm seinen schwebenden, wiegenden allseits bewunderten Prachtleutnant von seinen Husaren in scharfen Augenschein und wurde, je länger er ihn ansah, immer nervöser, — „Graf F.? — na — da legt Dich nieder, — das ist ja mein Lajos von der zweiten Escadron, — unmöglich, — aber er schaut ihm verteufelt ähnlich, — so eine Haltung, bin ich denn blind, — na, lassen wir das, ich stell' ihn, basta," war das Selbstgespräch des Obersten.

Die junge kaiserliche Hoheit war entzückt, — so ein herrlicher Tänzer, ihre Wangen rötheten sich tief, — während jene des Lajos immer bleicher wurden unter dem durchdringenden Blick des Obersten. Lajos führte die junge Erzherzogin an ihren Platz und bat vorschriftsmäßig um gnädige Gewährung weiterer Tänze. Hierauf suchte er möglichst dem Obersten-Stand auszuweichen und widmete sich eifrigst seiner Tanzpflicht. Er wurde zu seiner ersten hoheitlichen Tänzerin noch einigemal befohlen und mit huldvollen Gunstbezeugungen seitens ihrer kaiserlich-hoheitlichen Tante ausgezeichnet, die sich nach seinen gräflichen Eltern, Geschwistern und Verhältnissen gnädigst erkundigte. Er war hiermit bei Hofe eingeführt und der Leutnant Graf F. in aller Munde.

Als sein Hofdienst zu Ende, eilte er ausgehungert und verdurstet zum Buffet und war gerade im besten Restauriren begriffen, als ihn Jemand auf die Schulter klopfte. Umwendend ward Lajos wie Lot's Weib beinahe erstarrt, als er in die strengen Augen seines Obersten blickte und der gute Bissen, den er im Munde hatte, blieb drin.

Oerst: „Leutnant Lajos von K.? Was machen Sie hier?"

Lajos, die Hacken zusammenschlagend, frechdienstlich: „Melde gehorsamst Herr Oberst, Leutnant Graf F. von der ersten Eskadron zum Hofball befohlen."

Oberst: „Na, diese Aehnlichkeit, Pardon. Haben Sie sich Excellenz Oberstthofmeister vorgestellt?"

Lajos (Nun den Bissen verschluckend): „Jawohl, Herr Oberst, mein Vater ist sein alter Freund."

Oberst: „Sie haben hier geradezu Sensation erregt als Tänzer, na gratulire, haben uns Husaren Ehre eingelegt, — aber, hm, der Lajos sputt mir noch im Kopfe herum, wenn ich Sie ansehe. Bitte morgen Mittags mit Leutnant Lajos von K. zum Regiments-Rapport." —

Damit war das Verhör beendet. Doch Lajos knickte nicht ein, er stolzirte mit dem falschen Lorbeer eines ausgezeichneten Hof-Kavaliers durch die kaiserlichen Gemächer an den Garden vorbei zu seinem Fiaker heim. —

Ein kurzer Schlaf, — dann schnell zum Jancsi, der noch im Bette lag. „Auf!" rief Lajos, „zum Regiments-Rapport, der Oberst ist da, kam extra zum Hofball, mach' Dich g'faßt!"

In kurzen Worten schilderte nun Lajos seinen brillant durchgeführten Husarenstreich und den offenbaren Verdacht des Obersten, wenn nicht dessen Ueberzeugung, daß der Jancsi am Hofball nicht der echte war.

Mittags standen die beiden Kameraden vor dem Obersten, welcher ihnen lange in die Augen sah, aber sie blieben so reglementmäßig klar und offen auf ihn gerichte, daß er die seinen endlich senken mußte und einigemal auf und abschreitend, sagte er:

„Sei es wie es will, ob es der Lajos oder Jancsi war, es geht mich schließlich nichts an, ich war auf Urlaub, die Ehre wurde gewahrt, — aber meine Herren, das dicke Ende kommt noch und kann dem einen oder dem anderen oder auch beiden sehr unangenehm werden. Herr Leutnant Graf F., Sie werden dieser Tage zur Audienz bei Ihrer kaiserlichen Hoheit der Ftau Erzherzogin M. befohlen werden und wie ich fürchte, die Wahrheit kommt an die Sonne, eine weitere Stellvertretung ist selbstverständlich nicht gestattet. Servus meine Herren."

Die beiden Leutnants steckten zwar die Köpfe zusammen, jedoch ein Husar macht sich keine Sorgen. „Gut ist's 'gangen, nichts ist g'schehn", — schließlich hat man es ja mit Damen vom kaiserlichen Hofe zu thun und die haben ein diskretes Herz.

Und ebenso kühn wie Lajos am Hofball, stand bald darauf Jancsi, der echte Graf F., in seinem Husarenglanze vor der Frau Erzherzogin.

Die junge kaiserliche Hoheit und die ältere, ihre Tante, musterten befremdet diesen unbekannten Hoftänzer.

„Graf F., der Tänzer vom Hofball?" fragten sie bei seinem Eintritt etwas unangenehm enttäuscht.

„Ihr gehorsamster Tänzer, jawohl, kaiserliche Hoheit, Leutnant Graf F." antwortet der schneidig-freche Husar mit möglichst unschuldig-naiver Miene, sich höflich verneigend.

„Aber, mon Dieu, wie kann sich ein Mensch so schnell verändern, Sie sehen bei Tageslicht ganz anders aus, als am Hofball, Herr Graf," sagte nun indignirt die erzherzogliche Tante.

Der Leutnant verneigte sich stumm.

Beide Hoheiten sahen sich bedeutungsvoll an, dann hörte Jancsi ein „Ich danke, Herr Graf," und er war „gegangen" worden.

Nun kam der Oberst zur Audienz — und der Leutnant Graf F. erhielt — vorläufig Urlaub — dann aber seine Versetzung zu den Honved-Husaren in ein Nest Süd-Ungarns und der väterliche Zorn ging mit ihm. —

Leutnant Lajos von K., der falsche Graf, kam als Oberleutnant zur Leibgarde-Reiter-Eskadron. —

Und der kleine Oberleutnant sagte:

Humoreske von Lilly Klaudy.

Also das ist eine dumme Idee: ich werd' mich wegen der Gisa schlagen! . . . Erstens giebt's für mich unter achtzig Kilo überhaupt keine Liebe. Und dann: es wär' doch eine glatte Gemeinheit. Wo der Tonerl mein Freund ist! Grad deswegen — wenn Ihr's schon durchaus wissen müßt — grad deswegen hab' ich ja dem Mischi von den Siebenern eins auf's Dach gegeben! . . . Wie kommt der Kerl dazu, den Tonerl „ein Kamerl mit Hörnern" zu heißen?

Also . . . der Tonerl ist ja ein Kamerl! Und das mit den Hörnern . . . Na ja! . . . Aber muß der Mensch denn alle Wahrheiten gleich über die Dächer schreien . . .?

Schließlich kann es einem doch nicht gleichgültig sein, einen guten Freund so in contumaciem, wie die Gerechtigkeitsverschleiher sagen, vor Stücker fünfzehn Ohrenzeugen in die compromittirtesten Thierklassen verwiesen zu hören.

Und überdies: wer weiß, ob sich nicht bei Jedem von uns so etwas „oho!" und „na, na!" . . .? Hat einer Glück, gut! dann bleiben sie eben latent. Hat einer Pech, no so — — —

Uebrigens, das ist ja notorisch, daß sich der Tonerl einen Jagdsalon jetzt schon bald mit seinen eigenen Gewehren einrichten könnte. Aber geht das den Mischi was an? . . . Gut, ja, man braucht der Gisa nicht erst mit X-Strahlen in's Gewissen zu leuchten, um zu merken, daß sie sich um die Tugendrose nicht bemüht. Aber etwas Bestimmtes konnte man ihr eigentlich bisher nie nachweisen.

Wie . . .? Na ja, das ist auch wahr. Findig ist sie; findig und unerschrocken wie ein Polizeihund. Aber neulich — nein, es war wirklich die reine Farce . . .!

Kommt der Tonerl Mittags plötzlich angerasselt. Im Gesicht direkt drapfarben, Blick und Haltung: Othello, fünfter Akt. „Rudi," sagt er und setzt sich erst gar nicht nieder, „Rudi, jetzt weiß ich's gewiß: sie betrügt mich!"

Ja . . . was soll man einem Menschen darauf erwidern? . . . „Wieso?" frage ich vorsichtig.

„Da schau her." Und er zieht einen Streifen Batistpapier aus der Brieftasche, auf dem Jeder, der lesen gelernt hat, lesen konnte: „Montag Nachmittag, fünf Uhr, wie gewöhnlich! Aber nicht wieder falsch aussteigen! Station Kochgasse, beim Allgemeinen Krankenhaus . . ."

„Hm," sage ich, „wo hast Du denn den Zettel her?"

„Gefunden," schnaubt er, „gefunden . . . im Futter meiner eigenen Kappe."

Na also, wenn das nicht Frechheit ist . . .! „Ja und —", sage ich, „bist Du sicher, daß sie dort ein Rendezvous hat?"

„Nein, nicht! Literaturstunde wird sie nehmen . . .!" Der Tonerl macht ein Gesicht, als ob er Jemanden beißen wollt'. „Zudem hat sie sich ja selbst überwiesen. Denn gleich wie ich den Zettel gefunden hab', hab' ich ja noch nicht an's Aergste geglaubt."

„Natürlich," sage ich sanft. — „Wieso „natürlich"?" fährt der Tonerl auf. — „Na, ich meinte nur . . ."

„Ah so . . .! Aber dann machte ich ihr den Vorschlag: weißt Du was, Gisa? Wir trinken heute den Kaffee bei der Jeffovits! . . . Einen Moment wird sie verdutzt, dann wird sie roth und sagt beleidigt: „Lächerlich! warum nicht gleich in einer Konditorei oder bei der Milchmariandl im Kinderpark?"

„No, weißt Du," meine ich, „bei der Jeffovits verkehren doch sehr erwachsene Leute! Aber wie Du willst — gehen wir halt in's Café Europe . . ." „Wo mir der Cigarettenqualm neulich meine weiße Mussellinblouse total geselcht hat? Nein, ich danke! Da muß't Du schon allein hingehen! Uebrigens," setzt sie hinzu und ist auf einmal riesig lieb, „ich habe für heute so schon Programm gemacht. Wie, darfst Du nicht fragen; für Dich soll's nämlich eine Ueberraschung sein . . ."

Also, das ist doch . . .! Ich kann wirklich nicht anders, ich muß mich auf's Knie schlagen und lache, lache . . . Bis der Tonerl bitterböse wird. Um ihn wieder gut zu machen, muß ich geloben, ihn Nachmittags auf seinem Pirschgang zu begleiten.

Schön. Punkt drei Viertel fünf Uhr stehen wir in Civil hinter einer Anschlagsäule auf der Lauer. Sherlock Holmes & Co.! Der Tonerl hat Herzklopfen und klagt, daß ihn sein Gewissen beiße. Armer Kerl! Manchem Menschen ist eben nicht zu helfen . . . Fünf Minuten vor fünf ist er bereits butterweich! Vielleicht thut man ihr doch unrecht? Gott, es giebt ja so sonderbare Zufälle . . . ! Natürlich! wo nähmen denn sonst die Possendichter Einfälle und Tantièmen her?

Irgendwo in einem der alten Häuser kreischt ein Wecker auf: „Du bist zu schön, um treu zu sein . . ." Wer weiß, vielleicht hat der Autor die Gisa gekannt?

Blang, blang . . . vom Ring her kommt schon wieder eine Elektrische. Und hält. Vom Trittbrett herunter schwingt sich eine Dame. Eine Dame, die es anscheinend eilig hat. Unglaublich blond, ein bissel stark geschnürt, graziös wie ein Gazellenkitz — armer Tonerl! Noch dazu steckt sie in dem neuen flaschengrünen Seiden-Tailormade, das ihr der Hascher vor drei Wochen erst von seinem letzten Renngewinn hat machen lassen. So ein Racker! Aber schick sieht sie aus, fabelhaft schick! Wie eine kleine Marquise, die sich aus purer Vorurtheilslosigkeit dem Brettl verschrieben hat. Und prickelt nur so vor Ungeduld. Sapristi!

Wir also hinterdrein. Tonerl schnaubt nur mehr. Zum Glück dauert die Verfolgung nur bis um die nächste Straßenecke. Dort stehen lauter alte Häuser, von denen die meisten einen Zettel tragen: „Möblirtes Zimmer für soliden Herrn". Merkwürdig, denke ich, wie wenig solide Herren es doch geben muß, wenn so viele Zimmer leer stehen bleiben . . . Da — seh' um die Hand — ist die Gisa in einem der Hausthore verschwunden.

Wir warten, warten . . . Eine Viertelstunde, eine halbe, dreiviertel Stunden. Der Tonerl muß zweimal in's Cafehaus hinübergehen, einen Schluck Kognak thun, so blümerant ist ihm zu Muthe.

Endlich kommt sie zurück — sehr sorglos, sehr vergnügt, nur ein bischen echauffirt. Tonerl fragt mich mit den Augen: „Was jetzt?" — „Abwarten!" telegraphire ich ebenso drahtlos zurück . . . Das Hausthor in Sicht behaltend, schlendern wir feldbrillt der Trambahnhaltestelle zu.

Da stürzt aus Nr. 24 ein Mädel heraus. Hochrothe Blouse, frisirter Kopf. Lugt straßauf, straßab und läuft schließlich hinter der Gisa her. Knapp an der Station holt sie sie ein. Kurzes Gespräch. Gisa wird puterroth. Das Mädel zieht unter der Schürze einen Tulagürtel und ein herziges Kranzerl aus malvenfarbenem Seidengummi mit einer Bandrosette hervor und lacht dazu impertinent vertraulich. Gisa wird noch um eine Nuance röther. Sie stopft alles verlegen in ihr Lilliputanertascherl aus Silberdrahtgeflecht, drückt dem Mädel zwei Kronen in die Hand und rettet sich mit kinematographischer Geschwindigkeit auf den erstbesten Omnibus.

Tonerls sehnige Reiterfaust holt sie vom Trittbrett herunter. Seine gelbblonde Mähne steht gesträubt und seine Unterlippe schlottert.

„Gisa," japst er mühsam, „Gisa, wo kommst Du her?"

Die schöne Inkulpatin starrt uns, einen nach dem andern, an, mit Augen, die wie frischgeschliffene Küchenmesser sind. Dann zieht sie die linke Braue hoch und ist nun ganz Marquise. Ihre kleinen, scharfen Zähne blitzen, wie wenn ein Raubthier lachen wollte.

„Pfui," sagt sie einfach und hoheitsvoll, „pfui!" Und zu Tonerl gewendet: „Du solltest Dich wirklich schämen!" Keine Silbe weiter.

Tonerl ist wie zerschmettert. Die Erkenntnis seiner eigenen Unwürdigkeit bohrt ihm tief in's Mark — so tief, daß er nicht einmal wagt, ihr in den Omnibus nachzukleitern.

Aber am nächsten Tag — es ist einfach zum Schreien! — am nächsten Tag kommt er zu mir, glückäugig, voll Glückseligkeit, mit einem breiten, sonnigen Kinderlachen, vor welchem jede bessere Erkenntnis sich beugen und verstummen muß.

„Rudi, Mensch," schreit er mich an, „was waren wir doch für Kindsköpfe, wir zwei! Sie ist ja nur bei der Schneiderin gewesen! Sie hat es mir selbst gesagt! Und die Ueberraschung sollte das pastellblaue Charmeuseekleid sein, das sie sich eigens für meinen Geburtstag machen läßt . . ." — — —

Also bitte: hat der Mischi nicht recht? Aber schließlich, was weiß der Mischi davon! Oder . . . weiß der Mischi am Ende noch mehr — — —?

Ein Hilferuf.

Humoreske von O. Zehnpfund.

Mutter Lehmann war ein geplagtes Wesen. Alle Morgen um fünf Uhr mußte sie schon aus ihrem Bett, denn halb sechs ging ihr Mann, dem sie Kaffee kochen und das Frühstück bereiten mußte, in die Fabrik. Eine Stunde später mußte Wilhelm fort, der sich trotz seiner enormen Größe immer noch gern bemuttern ließ, und wieder eine Stunde später gingen die beiden Jüngsten zur Schule.

Wenn nun Mutter Lehmann ihre Männer alle besorgt hatte — sie nannte nämlich ihre Jungen auch Männer — dann nahm sie ihren kleinen Handwagen, um die Hemden, die sie Tags vorher genäht hatte, im Geschäft abzuliefern und zugeschnittene Leinwand wieder mitzubringen. — Das ging nun schon Jahre so und Mutter Lehmann war zufrieden, ja, sie wäre krank geworden, hätte sie nicht vor ihrer Nähmaschine sitzen und klappern können. —

Heute war Samstag — Geldtag — ein Tag, den Mutter Lehmann sich alle Tage wünschte, da brachte sie Morgens und zwei ihrer Männer Abends Geld. Da wurde gepreßt, das heißt nicht laut, aber zum Abendbrot knackte der Tisch, der übliche saure Hering mit den ewigen Pellkartoffeln verschwanden — Butter, Wurst, Gehacktes, ein Schnäpschen und verschiedene andere schöne Sachen krönten an dem Abend den Tisch und Vater Lehmann hörte nichts lieber, als wenn seine Sprößlinge nach der Mahlzeit erklärten, daß sie nun satt seien. Da freute er sich, daß es immer noch zum Sattwerden reichte.

Also Samstag war heute. — Mutter Lehmann kam mit ihrem blauen Wägelchen zurück, sie schmunzelte vergnügt, weil sich der Buchhalter um zwei Mark zu ihren Gunsten verrechnet hatte.

„Soll aufpassen, der Esel," dachte sie. —

Es war neun Uhr. Meister Lampe, der Nachtwächter, der auf dem gleichen Korridor des kleinen Hauses wohnte, kam gerade von seiner Beschäftigung, das heißt, nicht von der Nachtwache, denn damit war er schon um fünf Uhr fertig, aber vom Spirituosenhändler Brand, mit dessen diversen Schnäpsen er heimlich — unheimlich — liebäugelte.

Er hatte auch heute wieder einen sitzen, wie Mutter Lehmann immer sagte. Warum sollte er auch keinen sitzen haben? Es war doch heute Samstag — da haben alle Menschen einen sitzen, erklärte er, wenn es ihm Mutter Lehmann vorhielt und ihn gehörig ausschimpfte.

„Machen Sie nur hin, Mutter Lehmann," lallte er, als er herangekommen war, „Sie können mich wieder in Schlaf budeln mit de Maschin."

Es schlief sich nämlich gut bei dem melancholischen Rauschen der Nähmaschine, wie Lampe behauptete.

Mutter Lehmann hätte ihm aber den Gefallen auch ohne seinen Wunsch gern gethan, denn ihr war das ganz Wurscht. „Anständige Menschen schlafen bei Nacht," meinte sie, und wenn dann Lampe aufbrausen wollte, von wegen dem anständigen Menschen, dann sagte sie lachend: „Halt' Dein'n Rand, Thranfunzel," und klappte ihre Thüre zu.

Mutter Lehmann begann also zu „tattern" und trällerte, vergnügt wie ein Junge, ein Liedchen dabei. „Arbeit macht das Leben süß", sang sie. — Es klopfte leise.

Sie stand auf und ging öffnen.

„Ein armer Reisender bittet um eine kleine Gabe," sagte draußen ein junger Mann in etwas schäbigem Anzug.

„Kommen Sie rein," sagte sie freundlich, denn so wenig sie hatte, für einen Bettler hatte sie immer etwas übrig. War doch ihr ältester Sohn auch auf der „Walze" gewesen und was hatte der alles erzählt, wie hatte der sich gefreut, wenn er eine Tasse Kaffee geschenkt bekam oder gar noch ein Wurstbrot und zum Schluß zehn Pfennig. —

Sie nahm eine Tasse aus dem Schrank, füllte sie mit frischem Kaffee und gab ihm ein umfangreiches Wurstbrot — heute war ja Samstag — und setzte sich dann wieder an ihre Maschine, damit Nachtwächter Lampe gut einschlafen konnte. Um den Handwerksburschen kümmerte sie sich nicht weiter, dem schien es zu schmecken, denn nach kaum zwei Minuten war er schon fertig.

Mutter Lehmann drehte sich um: „Na, wollen Sie noch ein Brot?"

„Nein, ich danke. — Adieu." Er ging. Sie hörte ihn schnell die Treppe hinuntergehen. Ihr fiel es auf, warum er nicht an die nächste Thür klopfte. —

Sie nähte weiter, schob mit großer Geschicklichkeit die Leinwand unter die Nadel und Meister Lampe schien wirklich schneller zu schlafen bei dem melancholischen Rauschen der Maschine, denn seine Schnarchtöne drangen bis in Mutter Lehmanns Zimmer.

Plötzlich bekam sie einen heftigen Schreck. Sie wandte sich schnell nach der Kaffeetasse um, trat dabei aber ruhig weiter, ihre Füße waren an das mechanische Treten gewöhnt.

Sie hob die Tasse hoch, aber das Zehnmarkstück, daß sie, als sie gekommen war, darunter gelegt hatte, war fort. — Es war ihre Gewohnheit, das Geld unter den Tassenkopf zu legen, und gerade unter diesen, aus dem der Handwerksbursche getrunken hatte, denn er war der einzige, der noch einen Henkel besaß.

Sie wollte eben aufspringen, doch ein Unglück kommt selten allein. Gerade in dem Moment gerieth ihr Finger unter die Nadel und — ein entsetzlicher Schrei — Mutter Lehmann vergaß ihre zehn Mark — der Zeigefinger der rechten Hand saß fest. Gerade durch den Nagel hatte sich die boshafte Nadel gebohrt. Sie versuchte, mit der Linken nach dem Rad zu greifen und die Nadel herauszuziehen, aber leider — ihr Arm war nicht lang genug. Dann versuchte sie's mit Treten — oh weh — die Nadel fuhr blitzschnell heraus, um sich sofort in den benachbarten Mittelfinger zu bohren.

„Hilfe, Hilfe, Hilfe," schrie sie.

Meister Lampes Schnarchtöne verstummten.

Mutter Lehmann schrie noch einige Mal.

Jetzt öffnete sich ihre Thür, der Nachtwächter erschien in Unterkleidern, mit zerzaustem Haar. Trotzdem er noch immer einen sitzen hatte, war er sofort Herr der Situation. Er beugte sich über Mutter Lehmann und bemühte sich, diese Malefiznadel herauszubekommen, was natürlich nicht ohne diverse Wehrufe abging. Das Blut lief über die schneeweiße Leinwand. Da wurde die Thür geöffnet, aber gleich wieder zugeschlagen und im nächsten Augenblick ertönte auf der Straße der Ruf:

„Hilfe! Räuber! Mörder! Diebe!" —

Auf der Straße wurde es lebendig. Die Nachbarsleute liefen zusammen und scharten sich um Frau Kuhne, die diese Rufe ausgestoßen hatte.

„Was ist denn los — was giebt's, was ist geschehen," mit solchen und ähnlichen Fragen wurde Frau Kuhne bestürmt. —

In demselben Moment kam der Landgendarm Faust um die Straßenecke, der einen jungen Menschen an der Leine führte. Er beflügelte sofort seine Schritte, als er den Menschenauflauf sah. Hier gab's für ihn Arbeit.

Frau Kuhne erklärte in abgerissenen Sätzen, was sie oben bei Mutter Lehmann gesehen hatte:

„Einen Mann in struppigem Haar und Bart, mit engen rothen Hosen, Mutter Lehmann blutete aus einer Kopfwunde und stöhnte und rief um Hilfe!"

Der Schutzmann Faust zog seinen Häftling, den er vor wenigen Minuten beim Betteln erwischt hatte, hinter sich her, die Treppe hinauf. Zu Zweien ist es sicherer, dachte er. Einige Neugierige drängten sich nach, kamen aber nicht mit bis hinauf. Auf dem Flur zog Faust seinen Säbel, im Fall der Räuber sich zur Wehr setzte.

„Aufgemacht," donnerte er, obwohl die Thür halb offen stand. In der Angst redet man gern laut oder gar nicht, und so ging es auch dem Schutzmann, aber hier, vor so vielen Augen, durfte er sich keine Blöße geben. Er riß die Thür auf und holte schon zum Hieb aus, als sich Lampe gerade hochrichtete und rief:

„Endlich ham wir det Biest!"

Als Mutter Lehmann des Gefangenen ansichtig wurde, vergaß sie ihren Schmerz und sagte: „Na, wie steht's mit meinen zehn Mark?"

Und der Handwerksbursche erwiderte prompt: „Ich wollte sie wechseln, aber da hat mich der Schutzmann festgenommen."

„Den haben Sie fortgeschickt, um zehn Mark zu wechseln?" fragte Faust ganz erstaunt.

Jetzt kam das gute Herz der Mutter Lehmann wieder zum Vorschein; sie dachte an ihren Aeltesten, dem es hätte auch so passiren können, und sagte zum Gendarm, der ein Schulkamerad von ihr war: „Fritze, Du bist ein richt'ges altes Schaf, such' Du nur nach Spitzbuben und nicht nach Leuten, die ich zum Geldwechseln fortschicke."

Faust löste seinem Gefangenen die Fesseln und sagte: „Entschuldigen Sie nur, auch ein Gendarm kann sich irren." — —

Und Mutter Lehmann hielt ihre blutige Hand auf und sagte: „Geben Sie die zehn Mark her, ich werde sie selber wechseln" — und etwas leiser fügte sie hinzu: „Dummer Esel, läßt sich beim Stehlen erwischen."

Während der Gendarm Faust der versammelten Menge unten den nöthigen Aufschluß gab, begab sich Lampe, der immer einen sitzen hatte, wieder zu Bett und der Handwerksbursche verzehrte ein zweites Wurstbrot und trank eine zweite Tasse Kaffee, wobei ihn Mutter Lehmann weidlich ausschimpfte. — —

Der Beschwerdeagent einer Milchkompagnie wurde telephonisch aufgerufen.

„Hier Frau Crawford. Ich möchte wissen, ob Ihre Kühe zufrieden sind."

„Ob wa-a-as?"

„Ob Ihre Kühe zufrieden sind. Das neue Konkurrenzunternehmen hat Cirkulare ausgeschickt, in denen ganz besonders betont wird, daß alle Kühe dieser Kompagnie zufrieden sind. Wenn Sie mir nicht dasselbe von Ihren Kühen versichern können, werde ich Ihre Milch abbestellen müssen."

„Einen Augenblick, bitte!" Nach einigen Minuten kam der Agent wieder an's Telephon. „Madame, ich habe unsere Beschwerdebücher nachgesehen, bis jetzt hat sich noch keine Kuh beschwert, folglich müssen unsere Kühe zufrieden sein."

— In vornehmen russischen Häusern werden noch vielfach Zwerge gehalten.

Die Tapetenthür.

Von Charles Foley. Deutsch von Alfred Brie.

In den Salons der Hartwells führte mich der Zufall nach langer Zeit wieder einmal mit Mme. de Lerne zusammen, und ich erkannte mit Mühe in dem blassen, von Trauerschleiern umwallten Gesichtchen die einst so schöne und lebenslustige Geliebte des Marquis de Perducy! —

Meine Ueberraschung blieb ihr nicht verborgen, und nachdem wir einige banale Redensarten gewechselt hatten, zog sie mich in eine stille, verlassene Ecke und begann erregt: „Ach, endlich ein Freund, dem ich mein Leid rückhaltlos klagen kann — ein Leid, das wohl seinesgleichen sucht . . . doch hören Sie. . . . Es war Ende Oktober 1792 — zur Zeit, als die Verhaftungen und Haussuchungen im vollsten Gange waren, da erhielt ich eines Tages den Besuch meines Freundes, des Marquis Perducy! Trotzdem auch er der Regierung verdächtig, und ich in steter Angst um sein Leben war, fühlten wir uns sicher, denn meine treue Juliette, die einzige, die ich in meinem Dienste behalten, wollte uns bei dem ersten Anzeichen einer Gefahr benachrichtigen. — Unter Küssen und Liebkosungen hatten wir die Welt und uns vergessen, als plötzlich Juliette blaß und zitternd vor uns stand: „Gnädige Frau, Soldaten haben die Straße besetzt und beginnen bereits mit den Haussuchungen!"

Entsetzt war ich bei dem unvermutheten Eintritt meiner Zofe in die Höhe gefahren, und bald verkündeten dumpfe Schläge an die Hausthüre, daß die Gefahr nahe. — Ich hatte schnell meine Fassung wiedergewonnen und drückte auf einen fast unsichtbaren Knopf in der Wand — sogleich öffnete sich eine Tapetenthür zu einem Schlupfwinkel, in welchem ein Mann zur Noth Platz fand. — Der Marquis trat hinein und ich sah nur noch, wie er seine Hand erhob, um mir einen letzten Liebesgruß zu senden, dann schloß ich beruhigt die Thür — Niemand außer meiner treuen Juliette kannte dieses Versteck! —

Die Haussuchung begann, aber, wie vorauszuziehen, ohne jeden Erfolg!

Obgleich furchtbar erregt, erwartete ich äußerlich ruhig den Abmarsch der Soldaten — als plötzlich einer der Offiziere auf mich zutrat, und mich im Namen der Republik verhaftete! —

Ich leistete absolut keinen Widerstand, denn ich war sicher, durch den Einfluß meiner Freunde bald die Freiheit wieder zu erlangen! — Juliette, die mir beim Verlassen des Zimmers noch den Shawl über die Schultern warf, gab mir mit den Augen einen beruhigenden Wink, daß sie des Schlupfwinkels nicht vergessen würde — und so ließ ich mich beruhigt hinwegführen!

Wie ich es vorausgesehen hatte, dauerte meine Gefangenschaft nicht länger als drei Wochen. . . . Ich eilte sofort nach Hause und klopfte zwei-, dreimal an die Thür! — Kein Schritt, kein Laut vernehmbar! — Ich klopfte nochmals . . . immer lauter . . . das Haus blieb stumm und finster!

Endlich entschloß ich mich, einen benachbarten Krämer aufzusuchen, und fragte ihn, vor Aufregung zitternd: „Haben Sie meine Juliette gesehen, ist sie fortgegangen . . . kommt sie bald zurück?"

Der brave Mann, durch mein plötzliches Erscheinen erschreckt, blickte mich verständnislos an: „Juliette, Bürgerin? . . . Aber wissen Sie denn nicht, daß sie mit Ihnen zu gleicher Zeit verhaftet wurde? — Daß sie bis jetzt noch nicht zurückgekehrt ist?"

Alles Blut strömte mir bei seinen Worten zum Herzen — ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe und mit bebender Stimme flüsterte ich: „Wem hat sie den Schlüssel des Hauses gegeben?"

„Sie hatte nicht einmal so viel Zeit, uns Lebewohl zu sagen, und kaum war sie fort, da wurde das ganze Haus versiegelt!"

Ich stützte mich bei seinen Worten schwer gegen die Mauer und glaubte, daß ich sterben müsse — aber meine Betäubung dauerte nicht lange . . . Wie eine Wahnsinnige stürmte ich um das Haus, um zu sehen, wie ich Einlaß finden könnte! — Endlich entdeckte ich einen Gartenwinkel, der nur von Busch und Laubwerk umfriedigt war . . . Meine Hände bluteten — meine Kleider hingen in Fetzen — aber schließlich war der Weg frei! — Durch ein offenes Zimmer kletterte ich hinein — auf Zehenspitzen eilte ich die Treppe hinauf, jedes Geräusch ließ mich erzittern und angstbebend betrat ich das grüne Zimmer . . . alles, wie ich es vor drei Wochen verlassen hatte . . . Wankend schritt ich zur Wand und suchte den verhängnisvollen Knopf . . . doch jäh schreckte ich zurück — ich sah wie eine Vision das lächelnde Gesicht des Marquis — die Hand, die mir einen letzten Kuß zuwarf, vor mir . . . ich sah ihn, den Geliebten, den ich in den Tod geschickt hatte, und im Begriff, die Tapetenthür zu öffnen, durchschauerte mich eine fürchterliche Angst vor dem, was ich nun erblicken sollte . . . ich wandte mich um und floh, wie von Furien gejagt, aus dem Zimmer — die Treppe hinab, auf die Straße — dort brach ich ohnmächtig zusammen. . . .

Ich bin nie mehr in mein Haus am Quay d'Orsay zurückgekehrt — das Geheimnis des grünen Zimmers ist nie gelöst worden — Niemand weiß, wo der Marquis de Perducy geblieben ist — aber Sie werden jetzt begreifen, warum ich für den Rest meines Lebens Trauerkleider trage!" — —

Der Wassermann.

Humoreske von Jos. Jidermuc (Anti-Cato).